

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925**

96 (25.4.1925) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 25. April 1925

### Notizen über Napoleon I.

Von Curt Amend.

Napoleon I. ist neben Caesar der fleißigste aller großen Staatsmänner und Feldherren gewesen. Dieser schmächtige, erst im reifen Mannesalter zur Körperfülle neigende, mit dem Übel des Magentreibes erblich belastete Mensch besaß eine Arbeitskraft, die aus Wunderbare grenzt. Sein Arbeitsdrang erschöpfte sich aber keineswegs etwa in einer mehr oder minder jenen jenen Vielgeschäftigkeit, sondern er offenbarte sich mit einer Gründlichkeit und Exaktheit, wie sie bei dem gigantischen Lebenswerk dieses eigentümlichen Mannes doppelt auffallen müssen.

Beinahe ununterbrochen hat Napoleon I. Briefe, Entwürfe und Befehle diktiert, Pläne entworfen, Entwürfe studiert, Bücher und Briefe gelesen, Memoranden geprüft. Im Kriege begleitete ihn ständig die Generalstabskarte. Seine Kenntnis der Armeeverhältnisse aber war derart, daß er sich im Bereich einer Garnison oft besser auskannte, als die dort kommandierenden Offiziere. Er wußte alles und er sah alles. Und man konnte ihm kein A für ein U machen. Vergeblich wäre es gewesen, ihm etwa in den Intendanturabrechnungen Schwindereien vorzulegen. Prüfte er solche Abrechnungen, so war er jederzeit in der Lage, selber zu errechnen, ob z. B. die Masse von Safer, die für die Pferde dieser oder jener Armee geliefert worden waren, auch dem wirklichen Bedarf entsprachen, oder ob hier ein Betrug zu vermuten war.

Er befümmerte sich gleichmäßig um die Dinge der Strategie, der staatsmännischen Kunst, der Verwaltung, der Rechtspflege, des Medizinwesens und der Kunst. Als Feldherr, Politiker und Organisator war er eine unbestrittene Autorität. Wenn auch seine militärischen Leistungen uns am meisten blenden, so wird sein organisatorisches Werk als Verwaltungsbeamter doch die nachhaltigste Bewunderung beanspruchen dürfen.

Nur wenige Menschen haben also in ihrem Leben so viel und so andauernd gearbeitet, wie Napoleon I. Daß ihm das physisch überhaupt möglich war, lag vor allem an zwei glücklichen Eigenschaften: Napoleon I. benötigte wenig Schlaf und konnte, wenn er den Schlaf gebrauchte, ihn in jeder Sekunde herbeirufen, und ferner besaß er auf dem Gebiete der Ernährung und der Hygiene Grundregeln, die auch heute noch das Entzücken eines jeden Arztes erwecken müssen, mag dieser Arzt nun Mopath, Homöopath oder Naturheilkundiger sein. Napoleon I. ging von einer Erkenntnis aus, auf die uns Deutsche Kubner zum ersten Mal wieder im Jahre 1913 hingewiesen hat, nämlich von der Erkenntnis, daß es im Zweifelsfalle viel besser ist, zu wenig als zuviel zu essen, und daß die Kulturmenschen im allgemeinen bestimmt zu viel isst! Eine Erkenntnis, die übrigens jedem Tierfreund schon längst bekannt ist. Die meisten Tiere werden krank durch eine zu reichliche und in ihrer Überreichtlichkeit ungesunde Nahrung.

Für hygienische Propaganda könnte Napoleon I. ohne weiteres als Botschafter verwendet werden. Er badete täglich und, wenn es anging, sogar täglich mehrmals. Es gibt nur zwei Möglichkeiten eines gesundheitlich vernünftigen Badens, das ganz heiße oder das ganz kalte Bad.

Napoleon I. bevorzugte die heißen Bäder. Sicherlich hat er es ihnen mit ihrer tiefgreifenden Einwirkung auf das Blut und den Stoffwechsel zu verdanken, daß er erst verhältnismäßig spät wirklich bedrohliche Anzeichen des in der Familie Bonaparte erblichen Leidens verspürte. Und zur vollen Entfaltung konnte bei ihm der Magentreibes erst dann kommen, als er in seiner Gefangenschaft auf St. Helena bewußt unter dem Druck von äußeren Lebensumständen gehalten wurde, die eine wirklich erspriehliche Hygiene nicht mehr gestatteten. Das Klima auf St. Helena, zumal auf dem Teil der Insel, den Napoleon II. bewohnte, war übrigens so, daß es auch einen ganz gefunden Menschen mit der Zeit zugrunde richten mußte.

Hygiene ist von Sauberkeit nicht zu trennen. Napoleon II. ergänzte den sanitären Wert der heißen Bäder durch häufigen Wechsel seiner Leibwäsche. Mit Semden trieb er geradezu Luxus. Bekanntlich liebte er aber sonst eine einfache, ja eher schäbige Kleidung. Und im Felde war er die Anpruchslosigkeit selbst. Noch als Kaiser bewachte er mitten unter seinen Truppen. Und seine alten Grognards konnten sich, wenn sie wollten, jeden Augenblick davon überzeugen, daß ihr Kaiser und Feldherr es im großen und ganzen nicht besser hatte, als sie selbst.

Man hat darüber gestritten, wer wohl von allen großen Feldherren der Weltgeschichte der größte sei. Die Antworten auf diese Frage sind verschieden ausgefallen. Immer hat sich bei allen Debatten infolgedessen eine gewisse Übereinstimmung ergeben, als vier dieser großen Strategen gewissermaßen den obersten Olymp bilden, nämlich Hannibal, Caesar, Napoleon I. und Moltke.

Friedrich der Große hat man in eine etwas tiefere Rangstufe verwiesen, weil er, und zwar ohne Not und ohne besondere Veranlassung, eine Reihe recht fataler Fehler gemacht hat; man denke an Kollin und Hochkirch.

Richtig ist es, daß unter jenen vier Größten sich zwei Feldherren befinden, die schließlich militärisch überwunden wurden, Hannibal und Napoleon I. Aber die militärischen Ruhmestaten dieser beiden sind so großartig, daß sie alles spätere überstrahlen. Und zudem waren es ganz besonders geartete, tragische Umstände, die zur Niederlage von Zama und Waterloo führten. Hannibal hatte nicht mehr sein altes Heer zur Hand, und Napoleon besaß nicht mehr seine alten geistigen und physischen Kräfte. Was im übrigen Genialität der Kriegsführung ist, kann man gerade aus den Schlächten lernen, die Napoleon I. im Jahre 1814 schon als halb überwundener auf Frankreichs Boden persönlich geleitet hat. Noch im Verfinsterten strahlte dieser Stern sein helles Licht.

Wer schicksalsgläubig ist, wird in der Niederlage von Zama, noch mehr aber in der Niederlage von Waterloo das Eingreifen der Hand der Vorsehung erblicken. Sieht es nicht wie Schicksal aus, daß nach der Schlacht bei Wigny das ganz Unwahrscheinliche geschah, nämlich der übervorsichtige Gneisenau jenen schneidenden Befehl erteilt, welcher neben Wellingtons zäher Tapferkeit so recht eigentlich den Sieg von Waterloo entschied?

Das lauterste Vergnügen hat der Kriegswissenschaftler gewiß bei einem Studium der Schlachten Caesars und Moltkes. Hier gibt es überhaupt keine richtigen Niederlagen zu kritisieren; hier ist stets eine Genialität der

Anlage, wie sie nicht mehr übertroffen werden kann; in den Schatten gestellt wird sie lediglich durch die schier übermenschliche Kunst der beiden Feldherren, auch dort, wo Plan und Anlage durch unvorhergesehene Zwischenfälle über den Haufen geworfen werden, das beste Hilfsmittel zu finden. Man darf nie vergessen, daß Moltke seine Siege vorzugsweise gegen die Dummheiten und Eigenmächtigkeiten seiner Unterführer zu gewinnen hatte.

Vom Standpunkt des Soldaten aus gesehen, wird Napoleon I. allerdings zur reizvollsten Erscheinung unter all den großen Feldherren der Weltgeschichte. Da können höchstens noch Hannibal und Prinz Eugen von Savoyen mit ihm verglichen werden. Die Seele des Soldaten hat jedenfalls kein anderer Feldherr so für sich zu erobern gemußt, wie Napoleon I. Und obwohl er von kleiner und unscheinbarer Statur war, brachte er doch alles mit, was den Soldaten gefallen und imponieren mußte. So ist denn auch die Szene, in der er sich 1814 in Fontainebleau von seiner Garde verabschiedet, sicherlich die menschlich ergreifendste aus seinem ganzen Leben. Die Erinnerung an sie wird auf St. Helena noch einmal heraufbeschworen, als die scheidende britische (!) Garnison um die Ehre bittet, an Napoleon vorbeizuführen zu dürfen.

Diese britische Garnison hatte ein besseres Gefühl, als der Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe, der mit einer Mischung von Kleinlichkeit und Sadismus seinen Gefangenen geistig zu Tode peinigte. Die Strafe ist ja nicht ausgeblieben: in späteren Jahren wurde derselbe Gouverneur auf den Straßen Londons von dem Sohn eines napoleonischen Generals geohrfeigt und mußte sein Land verlassen, da die öffentliche Meinung ihn verdammt.

Verstehen läßt sich Napoleons I. Geschichte nur dann, wenn man auf die keltischen Wurzeln seines Charakters zurückgreift. Und diese Wurzeln waren die Familie. Seine Familie — mit Ausnahme der Mutter — hat seinen Untergang beschleunigt, ja zum Teil herbeigeführt. Dann aber ist es wieder das Schicksal in seiner ganzen Tragik, das sich in seinem Leben entbietet. Und eine solche Tragik manifestiert sich ja immer in inneren Widersprüchen. Daß dieser Emporkömmling ständig hin- und herpendelt ist zwischen dem Geist selbstgeschaffenen, revolutionären Rechts und dem Geist der Legitimität, mutet ebenso schicksalhaft an, wie die Tatsache, daß er zu seinen intimsten politischen Vertrauten seine beiden schlimmsten Feinde machte: Talleyrand und Fouché, und hatte doch die Beweise von ihrer Feindschaft in der Hand!

War sein Leben schicksalhaft bestimmt, so würde es seinerseits wiederum zum Schicksal für die Welt. Der moderne Staat ist ohne ihn nicht denkbar. Napoleon war eben mehr als ein Abenteurer. Er war, auch ein Schöpfer. Und erinnert in seiner Dämonie an die interessanteste Gestalt aus dem indischen Pantheon, den Gott Schiwa, den Vernichter und Erschaffer, den Träger einer fruchtbareren Zerstörungskraft, einer Zerstörungskraft, die sich sofort wieder in neue Schöpfung umsetzt und somit zur höchsten Fruchtbarkeit wird.

### Karlsruher Konzerte

Trotzdem sich die Saison zusehends ihrem natürlichen Ende zuneigt und eine darüber ersichtbare Konzertmüdigkeit da und dort stark im sich greift, hatte das letzte (X.) der diesjährigen Sinfoniekonzerte des Bad. Landesorchesters einen Massenandrang aufzuweisen, der in der geräumigen Festhalle das seltene Bild eines überfüllten Saales bot. Es war allerdings auch ein feierlicher Beethoven-Abend, der die meisten Preise angelockt hatte, und er erhielt seine besondere Prägung außerdem dadurch, daß zur Erinnerung an das Sinfonienkonzert (Wien, 7. Mai 1824) Beethovens Neunte Sinfonie auf das Programm gesetzt worden war. Heute ist ja eine Aufführung dieser Chorfonie in d-moll immer ein Ereignis, das die zahllosen Zuhörer zu höchster Begeisterung veranlaßt; man weiß aber aus der hundertjährigen Geschichte, daß gerade bei diesem Werk oft genug das Gegenteil der Fall war und daß nicht nur Beethovens Zeitgenossen, sondern auch noch viele Romantiker (wie Spohr und Mendelssohn) der gigantischen Schöpfung ziemlich ratlos gegenüberstanden und eigentlich nur die drei ersten Sätze gelassen wollten. Selbst die Autorität von Beethovens Namen konnte es nicht verhindern, daß man sich lange Zeit entweder nur zur Wiederholung der drei ersten Sätze entschloß oder eine Gesamtanfängerführung zumindest in zwei Teile trennen zu müssen glaubte, damit dasjenige ganz andere Werk zu Gehör gebracht werden konnte. Erst H. Wagners mutigem Eintreten gelang es, mit diesem barbarischen Brauch zu brechen, neben ihm war es dann vor allem Hans v. Bülow, der diesem gewaltigen Beethovenwerk die Herzen der Menschheit öffnete und sich oftmals nicht scheute, an einem Abend zum besseren Verständnis die Neunte gleich zweimal hintereinander zu geleben. — Die diesmalige Aufführung war in der Klaff der Gewöhnung des Aufbaus wiederum dazu angetan, Fortschrittliches von der ungewohnten Erlebnisstrahl der Partitur ausstrahlen zu lassen. Namentlich im Scherzo und im Chorfinale verband es Staatskapellmeister Alfred Lorenz ausgezeichnet, die optimistischen Grundzüge der Beethoven'schen Tonsprache herauszuheben und das Triumphtor der jüdischen Verdrückung weit zu öffnen. Der aus dem Theaterchor, dem Hilfschor des

Theaters sowie aus eingeladenen Damen und Herren zusammengesetzte Vokalchor vermochte ebenfalls durch unerschütterliche Sicherheit und spontanen Eufhorismus über die mangelnde imposante Massenwirkung hinwegzutäuschen, auch das mit den Damen M. v. Ernst und L. Wenzel sowie den Herren Albert Peters und Max Wüthner besetzte Solonachspiel zeigte sich dem Kräftepiel des Orchesters vollumfänglich gewachsen und verhalf der hier vom Komponisten ertäumten Aufspürung zu annehmender Verwirklichung. Was dagegen und auch schließlich ohne jene großzügige Auffassung, die man die Partien zu reißlos überzeugender Darstellung kommen ließ, blieb der Eindruck des Adagio. Eine besondere Sensibilität, wie sie zeitweise schon die Innigkeit der Kantilene im ersten Satz erfordert, wurde offensichtlich auch aus akustischen Gründen vermieden, allerdings nahm das erste Allegro wenigstens durch dramatisches Anpöden u. temperamentvolles Gestalten dennoch unmittelbar gefangen. Prof. Gustav Havemann-Berlin zeigte vor der Neunte in dem Violinkonzert, daß wir in ihm einen technisch vollendeten, flanglich zwar nicht immer fein genug differenzierenden Geiger zu schätzen haben; vor der bravourös gespielten Kadenz des ersten Satzes z. B. hatte man umsonst ein schärferes Dekretieren seines subjektiven Empfindens erwartet, im folgenden Adagio übernahm aber dann das feierliche Moment so sehr das intellektuelle, daß man trotzdem einen Blick in die visionäre Tiefe dieser Meistererschöpfung werfen konnte.

Beim Abschluß der Sinfoniekonzerte wäre es eigentlich geboten, nun in einem Hinblick etwas Zusammenfassendes über ihre Programmaufstellung. Über die beteiligten Solisten, Komponisten und Dirigenten zu sagen. Es ergab sich ein fast positives Resultat, schon äußerlich dokumentiert in dem gesteigerten Zuspruch, den alle diese Veranstaltungen erfreulicherweise fanden. Jedenfalls — und dies verdient besonders hervorgehoben zu werden — haben die „gemischten“ Vortragsfolgen, die neben klassischen und romantischen Werken auch neuere und neueste Werke zur Diskussion stellten, sich sehr bewährt und es immerhin erreicht, daß das hiesige Publikum nun auch stärkeres Interesse dem Gegenwärtigen entgegenbringt. Dafür den Verantwortlichen eine nachträgliche Anerkennung auszusprechen, ist eine dankbar erfüllte

Pflicht, und es freut mich besonders, daß ich in den Kreis der so fördernd und tätig in das Musikleben Eingreifenden auch die Konzertdirektion Kurt Neufeldt miteinbeziehen kann. Hat sie doch mit dem letzten Konzert ihrer Kammermusikabende offenkundig bewiesen, daß sie sich durch althergebrachte von Reversion (offenbar will man doch nicht gleich Verzicht sagen!) nicht abhalten läßt, zu ihrem Teil die jüngste Musik zu pflegen und deren besten Interpreten, die Genossen des Amar-Quartetts, endlich einmal hierher kommen zu lassen. Man hörte da ein Streichquartett von Paul Hindemith, das im Rahmen von fünf Sätzen einen Reichtum an melodischen Linien und ein Neuformen des alten strengen Formorganismus entfaltet, ohne je das gesunde Musikgefühl zu verletzen, aber doch mit dem Einsatz einer so starken künstlerischen Persönlichkeit, daß wohl jeder ehrliche Hörer seine aufrichtige Freude daran hatte und das schöne Werk (op. 2) als unbedingt zwingend und jafagend empfand. Auch in Bartolets zweitem Streichquartett (op. 17) lebt dieses Maskuline, der robusten Beethoven'schen Rhythmi und Dynamik direkt verwandtes, freilich das Bartol'sche Fortissimo, das bewußte Nebeneinanderstellen von Sekundenintervallen hat etwas Anstößiges, Eruptives, das wohl für die ganze jungungarisch-romanische Richtung (deren Führer er ist) äußerst charakteristisch wirkt, aber durch seine animalische Tendenz kultivierte mitteleuropäische Ohren aufreizend zuweilen tangiert. Man sollte jedoch gerade bei einem solchen von Innenspannung fast geprengten Werk nicht vergessen, daß dahinter eine schöpferische Kraft steht, die mit fanatischer Inbrunst um Gestaltung des löbenden Chaos ringt und zweifellos in ihrer eigenartigen Klang-Fantastik und mitunter ästhetischen Rauigkeit hundertmal wertvoller ist als jene ängstlichen Gemüter, die vor lauter Konvention und Tradition ihre eigene Sprache längst verloren haben. Seiner eigenen Komposition wie auch dem Werk Bartolets und schließlich einem sonnigen Mozart war Paul Hindemith neben Pico Amar, Walter Caspar und Rudolf Hindemith ein jafzierender Förderer. Der Abend schloß mit lebhaftem Beifall.

Hauptpreis im XVII. Kammerkonzert M. Voigt-Schweikert's boten sehr geschickt gefetzte Wieder der Konzertgeberin zu Ernst Goll'schen Gedichten. Man hat es mit hochromantischen

# Mensch und Maschine

Von Dr. Karl Rötzel

Die Maschine, als Schöpfung des Menschen, bedeutet ihrer sachlichen Gegebenheit nach eine Vorrichtung zur Verwirklichung ganz bestimmter, von den Menschen losgelöster Zwecksetzungen (die jedesmal nur in sehr bescheidenem Umfang verändert werden können). Ihrem eigentlichen Wesen, ihrer Beziehung zu ihrem Schöpfer, dem Menschen, nach stellt die Maschine als wesentlicher Bestandteil der Technik ein Mittel dar zur Erleichterung des Daseinskampfes des Menschen im Sinne der Erparnis von Zeit und Kraft bei der Befriedigung seiner elementaren Bedürfnisse. Daraus ergibt sich schon, daß die natürliche Beziehung zwischen beiden darin besteht, daß bei ihrer Arbeitsgemeinschaft jeder Teil bis zur letzten Möglichkeit diejenige Leistung übernimmt, die gerade seinem dem anderen überlegenen Können entspricht, und das liegt bei der Maschine in einer dem Menschen unerreichten Kraftäußerung, Raschheit und Genauigkeit, bei dem Menschen in seiner Fähigkeit zu urteilen; auf reine Sinesseindrücke mit zielstrebigem Handeln zu antworten.

Das Wesen der Maschine erschöpft sich dabei im Arbeitsvorgang. Außerhalb desselben ist sie nur noch materiell vorhanden, muß sie bloß noch geschützt werden vor Unbrauchbarwerden und Zerfall durch die mechanisch wirkenden Einflüsse ihres Standorts. Ganz anders der Mensch: Er geht wehenhaft in seiner Arbeitsleistung auf; auch während er sie verrichtet, führen hierbei ungenutzte, organisch unentbehrliche Seiten seiner ursprünglichen Gegebenheit (sein ganzes Gefühls- und Bewertungsleben, seine rein innerliche, ununterbrochene Auseinandersetzung mit Welt und Eigenem, u. a.) ihr eigentliches, von der jedesmaligen Arbeitsleistung völlig unabhängiges Dasein. Dieses eigentliche Dasein wird entscheidend dadurch bedingt, daß die, außerhalb der jeweiligen Arbeitsleistung liegenden, Wesensäußerungen des Menschen in einem gewissen, die ungestörte Aufmerksamkeit auf den Arbeitsvorgang gewährenden Einklang bzw. Veruhigsein beharren. Dem dient dabei nicht nur alles dasjenige, was wir Sozialpolitik und Arbeiterbewegung nennen — vielmehr soll, muß und könnte die Arbeitsleistung selber so ausgestaltet werden, daß der Mensch, vorausgesetzt, daß er dringenden, äußeren und inneren Sorgen und Nöten überhoben ist, sich bei voll berufstätigstem Menschstum als solchen ganz auf die Leistung einzustellen vermag.

Und das geht natürlich über die äußeren und inneren Arbeitsbedingungen (materielle Gesichertheit und gesundheitliche Berücksichtigung) bei weitem hinaus, betrifft wesentlich auch die rein technische Arbeitsgestaltung als solche — auch und vor allem den Organismus der Maschine — und bleibt darum eine ewige, jenseits aller möglichen gesellschaftlichen Zustände und Einrichtungen liegende Forderung. Die Arbeit darf niemals Lebenswegnahme sein, sie muß unter allen Umständen vollbejahten willkommen geheißen Lebensinhalt bedeuten können, d. h. ein körperlich und geistig normaler Mensch, einerlei, welche Vorbildung er genossen hat; muß in der Arbeitsverrichtung an und mit der Maschine seine eigentlich menschlichen Bedürfnisse befriedigt, sich wenigstens nicht in den berechtigten menschlichen Ansprüchen mißachtet wissen. Das aber ist beim Menschen, als einem ursprünglich geistig veranlagten Geschöpf, zunächst nur dann der Fall, wenn er das Bewußtsein hat, daß er keine Arbeit verrichtet, welche die Maschine auch, oder gar noch besser verrichten kann (denn das wäre tätige Mißachtung seines geistigen Wesens — und darin beruht ja das übliche Jochthausarbeit). Und wenn er sich zudem —

und das ist freilich nur die andere Seite der gleichen Forderung, — gerade als ein geistiges Wesen in seiner Arbeit auswirkt, das heißt nur solches verrichtet, was seine Arbeitsgefährtin, die Maschine, eben nicht verrichten kann. Wie bereits erwähnt, ist diese Arbeitsteilung zwischen Mensch und Maschine überall da, wo die Technik auf der Höhe steht, bereits in vollem Gange — denn sie entspricht letzten Endes auch dem materiellen Interesse des Menschen, für den diese Arbeit verrichtet wird. Denn da kein Mensch alle seine Bedürfnisse selber zu befriedigen vermag, werden immer auch andere Menschen als Verbraucher an der Leistung jedes Arbeitenden interessiert bleiben.

Lassen wir einstweilen ganz bei Seite, daß der Mensch nicht nur vom Geiste lebt, wenn auch dessen Berücksichtigung im Arbeitsvorgang die Voraussetzung bildet seiner zur freiwilligen Leistung unentbehrlichen Selbstachtung — daß vielmehr auch Gefühl und Wille während seiner Arbeit befriedigt sein müssen und das schließt Einverständnis mit ihrem Endzweck und ihren Bedingungen und damit Mitbestimmungen an beiden in sich. Wir haben demnach, was die Entwicklung der Technik anbelangt, den Glücksfall vor uns, daß ihre tatsächliche Richtung dem wesentlichen Bedürfnis der sie unmittelbar Riggenden entspricht. Nun will es aber das menschliche Verhängnis, daß aus dem Lande der nächstliegenden Zielsetzungen, aus Amerika, eine Richtung in die Auswirkung der Technik hineingetragen wird, die ihrer tatsächlichen und durch das Wesen des unentbehrlichen Partners der Maschine, des Menschen, bedingten natürlichen Entwicklungsrichtung durchaus widerspricht.

Denn nach dem Taylor-System oder dem Fordismus sollen doch alle nicht unmittelbar zum Arbeitsvorgang gehörenden Bewegungen, in denen gerade das Abwechslungs-, Ablenkungs- u. Ausruhebedürfnis des Menschen zum Ausdruck gelangen, ausgehalten sein. Alle jene kleinen Willkürlichkeiten sollen fortfallen, durch die sich der Mensch das ihm zur Selbstachtung unerlässliche Gefühl aufrecht erhält, sich irgendwie noch selber zu bestimmen. Das Bewußtsein hierbon macht aber, wie z. B. Dostojewski aus eigener Erfahrung erkannte, gerade das Wesen der Jochthausarbeit aus, wenn sie auch an sich durchaus nicht schwerer sei als die in der Freiheit geleistete Arbeit. Das Taylor-System macht sich sehr leicht auf dem Papier: dort kann man mit dem abstraktesten Menschen, der nur, ganz ebenso wie die Maschine, entpersönlichter Ausführer fremder Zielsetzungen ist, fabelhafte Gewinne errechnen. Macht man aber ernst damit wie der naive Ford, der die Welt überzeugen will, ihr Endzweck bestehe in möglichst billiger Herstellung von Automobilen — so geht es einem eben wie Ford, der in seinem, die europäische Kritiklosigkeit denn doch erheblich überschätzenden Buche selber (in den Zahlen über die Umwanderung seiner Arbeiter) das zugeben muß, was wir aus anderen, ganz unerbäulichen amerikanischen Quellen längst wissen, daß nämlich die Dörfer in der Umgebung seiner Werke systematisch entvölkert werden, daß seine, wie wir glauben sollen, so beglückten Arbeiter von ihren Wohnstätten fliehen — wie einst im finsternen Afrika, die Schwarzen bei Annäherung von Sklavensägern. In des vorberhand geht ja die Sache noch: es kommen ja immer neue Arbeiter, angezogen von den (übrigens sehr verkaufte) versprochenen sechs Dollar am Tag, quälen sich eine höchstens zwei Wochen bei einer Arbeit, die den Menschen im Menschen mordet, brechen dann ihren Vertrag und fliehen ins Weite.

Das große, aber negative Verdienst des Weltbeglückers Ford wird einmals darin liegen, daß er der Welt, letzten Endes ein für allemal bewiesen haben wird, daß der Mensch eben keine Maschine ist und daß man ihn niemals rein mechanisch, d. h. unter Matzlegung jedes Eigenwil-

lens verwenden kann, ohne daß er geistig und dann auch körperlich zu Grunde geht — daß mit einem Wort durchaus keine Übereinstimmung besteht zwischen der noch so richtig berechneten und der tatsächlichen Arbeitsleistung eines Menschen, wenn man bloß die Arbeitszeit und die physische Möglichkeit des Menschen in Anschlag bringt, sein eigentlich menschliches Wesen aber außerhalb der Rechnung läßt. Und das ist eine sehr wichtige Lehre, nicht bloß für Automobillöhne und solche, die es werden wollen, vielmehr auch und sehr wesentlich für alle dogmatischen Menschheitsbeglückler auf der anderen Seite, auf Seiten der doktrinen sozialistischen Bewegung.

Der Weg aber, den die Menschheit nehmen wird, in ihrer Anpassung an die erst vor kaum einem Jahrhundert vor ihr gefundene und ganz ursprüngliche ihrer Daseinshaltung und Daseinsverbesserung der Zeit- und Kraftersparnis hierbei dienende Technik — liegt vorgezeichnet in ihrer eigengesetzlichen Entwicklung: in einer ganz von selber, vor sich gehenden, in dem ursprünglichen Zweck der Technik begründeten, immer stärkeren Durchführung der Arbeitsteilung zwischen Mensch und Maschine im Sinne der besonderen Fähigkeiten beider. Der Mensch ist nur einmal, was er auch tut und läßt, ein geistiges Geschöpf. Vielleicht wird das gerade durch das Martyrium des Menschen, der als mißverständlicher Bediener der Maschine statt als ihr Herr und Leiter dasteht, der Menschheit wiederum zu unabwiesbarem Bewußtsein gebracht werden. Denn überall da, wo das unmittelbare einschlägige, das nackte Interesse mißspielt, ist der Mensch nun einmal ein ungläubiger Thomas, kann er nur durch den Auenschein überzeugt werden. Sobald aber erst einmal der Mensch in seiner geistigen Würde geachtet werden wird, auch da und gerade da, wo er für seinesgleichen Arbeit verrichtet, werden auch die gesellschaftlichen Einrichtungen als solche sich dem anpassen. Alles hängt mithin davon ab, daß man sich einmal und für immer klar wird über das Wesen der Maschine und gleichzeitig immer und überall eingedenk bleibt des eigenen Menschstums.

# Fleischvergiftung

Von Dr. med. Arthur Weber.

Immer wieder hört man von Massenerkrankungen, die nach dem Genuß von einer bestimmten Quelle entstammendem Fleisch aufgetreten sind, Vergiftungserscheinungen, die sich besonders in schweren Störungen der Verdauungsorgane, in Brechdurchfall oder anderen an Cholera und Typhus erinnernden Erkrankungen zeigen, auch nervöse Störungen hervorgerufen können, Muskelzuckungen usw. und die und da zum Tode führten. Welche Art sind die Fleischvergiftungen, woher kommen sie, und wie schützt man sich gegen sie?

Man unterscheidet verschiedene Arten. Die häufigste wird durch giftigere Tiere verursacht, die an Erkrankungen oder anderen aufsteigenden Krankheiten gelitten hatten und nur mit dem Fleisch die noch in ihm lebenden Bakterien und mehr noch deren giftige Erzeugnisse, Toxine genannt, auf den das Fleisch genessenden Menschen übertragen. In der Gänze ist der Genuß toter oder mangelhaft durchgelochten Fleisches am gefährlichsten, weil die trankommenen Bakterien hier weiter vegetieren, die durch Kochen und Braten sonst meist abgetötet werden. Allerdings gibt das Kochen keinen unbedingt sicheren Schutz, weil erstens die Bakterien nicht immer völlig vernichtet werden und weil zweitens ihre Absonderungsprodukte, die Toxine, nicht immer unschädlich gemacht werden können. Der Hauptgeschmack ist durch eine Fleischschau zu schaffen, die nicht eingehend genug sein kann und die in kleinen Städten ohne Schlachthaus und besonders auf dem Lande noch manchmal zu mangelhaft übrig läßt.

Begünstigt wird das Auftreten einer Fleischvergiftung, wenn bei geschlachteten Tieren nicht sofort nach dem Abstreifen die Ausweidung stattfindet, weil so die hauptsächlich in den Eingeweiden, Därmen usw. lebenden Bakterien Zeit und Gelegenheit haben, durch die Schleimhäute in die Blutbahn und von da in sämtliche Teile des Körpers zu dringen. Es häufen sich diese Erkrankungen im Sommer, weil die warme Jahreszeit wiederum das Wachstum der Bakterien erheblich fördert.

Aber auch das Fleisch an sich gesunder Tiere — und das ist die zweite Art der Fleischvergiftungen — kann durch unvorsichtige und ungewöhnliche Behandlung, Zubereitung und Aufbewahrung ansteckend werden; meist erfolgt da die Übertragung durch Personen, die mangelhaft, ohne es zu wissen, Träger von Bakterien sind und bei nicht genügend peinlicher Sauberkeit den Krankheitserreger übertragen.

Die dritte Art, die seltenste, aber auch die schwerste, weil sie mit schweren Störungen des Zentralnervensystems einhergeht, bezeichnet man als Wurstvergiftung, Botulismus, nach dem Bazillus Botulinus, den man als Erreger dieser Krankheit feststellte. Dieser Bazillus gedeiht in sauren gepökelten oder geräucherten Fleisch- und Wurstwaren, aber auch in Konserven, die nicht genügend keimfrei gemacht sind; er entwickelt ein sehr widerstandsfähiges Gift, das durch nachträgliches Kochen nicht abgeschwächt, erst recht nicht zerstört werden kann. Die Erscheinungen der Vergiftung sind Übelkeit, Erbrechen, Durchfall, Schwinden des Sehens und Sprechens und der Augenmuskeln, Darm lähmung usw. Krankheitserscheinungen, die ein langes Krankenlager, in vielen Fällen den Tod bedingen. Gegen diese schwere, wenn auch erheblich seltene Erkrankung, hat Professor Hefka vom Kaiserlichen Institut für experimentelle Therapie ein Serum hergestellt, das sich als wirksam erwiesen hat.

Bei dieser Vergiftung müssen nicht immer alle Personen erkranken, die von solchen Nahrungsmitteln gegessen haben; das liegt daran, daß der Bazillus und sein Giftzeugnis nicht in allen Teilen der betreffenden Wurst oder Konserve gleichmäßig sich entwickelt hat. Diese Nahrungsmittel machen sich auch nicht immer durch den Geruch oder durch ihr Aussehen oder ihren Geschmack oder durch Bildung von Gasbläschen (beim Öffnen der Konserndosen) bemerkbar; mandesmal sind keinerlei Zeichen irgendwelcher Fäulnis bemerkbar.

Die Behandlung aller Fleischvergiftungen muß darauf gerichtet sein, die Giftstoffe so schnell wie möglich wieder aus dem Körper zu schaffen. Man wird deshalb, besonders wenn man frühzeitig genug eingreifen kann, durch Auspumpen des Magens, durch Abführmittel den Darm so schnell wie möglich zu entleeren suchen. Daneben wird man von anregenden, kräftigenden und antiseptischen Mitteln Gebrauch machen und im Falle des Botulismus von dem erwähnten Serum.

In übrigen heißt es hier, wie nur je: vorbeugen, verhüten! Sorgfältigste Fleischschau mit bakteriologischen Untersuchungen und strenge Kontrolle aller fleischverarbeitenden Betriebe von der Schlachtung ab bis zum Verkauf ans Publikum sind die besten Maßnahmen, um den schädlichen Folgen einer Fleischvergiftung zu begegnen.

Schöpfungen zu tun, die zwar von den aktivistischen Bestrebungen der Jüngsten fernabliegen, aber doch nicht so ganz in herbem Leid und bitterer Traurigkeit zerfallen, daß sie nur als geübte Nachempfindungen einer unzeitgemäß gewordenen Stilperiode zu gelten hätten. Was das individuell musikalische darin betrifft, so steht W. Voigt, Schweitzer auf wirklich respektablem Niveau. Klangvoll-darbare. So wie heft manches Lied noch weit über den heute so üblichen Durchschnitt. Albert Peters interpretierte die Gefänge mit sich stetig steigender Wirkungsstärke und gefühlsmäßiger Vertiefung des Ausdrucks. Er hatte zweifellos den Lebensnerv der Schöpfungen klar erfasst und vermittelte ihr Melos in gehnhaft abgeflachter Nuancierung. Es ist nur schade, daß die vortrefflichen Möglichkeiten des Sängers immer wieder durch leichten Druck auf den Ton und etwas gaunigen Wellklang in der vollen Entfaltung merklich gehemmt werden. Voraus ging eine langatmige Violin- und Klavierfonate Schumanns (d-moll op. 121), nachfolgte die kurzweiligen, bisweilen sogar amüsanten „Grillen“ von Josef Haas. So schimmerte nach anfänglicher pessimistischer Grundstimmung die fröhliche Laune immer mehr durch und gewann schließlich, dank auch dem anregenden Zusammenspiel W. Voigt-Schweitzer und Prof. Aug. Schmid-Lindner's (München) die Oberhand. — In anderem Kunstbereich hatte man den gewandten Pianisten schon am Abend zuvor bei einem Klavierabend von Elli Wienersfeld gehört. Dort affizierte er seiner hier sich einführenden Schülerin in Regers Mozart-Variationen. Sah man davon ab, daß die Präzision der Einsätze nicht immer exakt war, so war demnach die Interpretation dieses Werkes das Beste des Abends. Kaum mißverständlich sind auch einige Vorzüge der jungen Pianistin selbst: Eine ungewöhnliche kraftgenialische Begabung ist vorhanden, aber vor einer pseudogenialen Zurschaufstellung eines draußigereichen Kraftmeiertums muß doch rechtzeitig gewarnt werden, zum wenigsten erschöpft sich die Kunst des Klavierspiels nicht in solch naturalistischem Gebaren. Nach einer Beethovenfonate zog die Pianistin reichlich verstaubte Sachen Liszt's an Licht, ohne die Meinung zu erschüttern, daß solche Bagatellen eines komponierenden Virtuosen heute besser ungespielt bleiben sollten. — In diesem Konzert gabte man etwa 30 Zuhörer, in einem Violinsonzett, das Leo Guckta gab, deren ein halbes Hundert. Mein Wunder, daß beidemal es den Künstlern schwer fiel, mit dem spärlichen Publikum in Kontakt zu kommen. Obendrein hätte man dem ebenfalls zum ersten Male hier auftretenden Geiger von Bergen ein größeres Auditorium gewünscht; denn er ist immerhin ein Künstler, der schon Beträchtliches leistet und aus

dem Vaukreis des rein Technischen herauszutreten weiß. Schon eine Sonate von G. Tartini (g-moll) erfuhr eine recht farbige, warme Darstellung, und mehr noch als die folgende César Franck-Sonate wurde das e-moll-Konzert von R. Radini in seinem Gehalt völlig erschöpft. Guckta's gepflegtem Violinton scheinen überhaupt solistische Aufgaben weit besser zu liegen, als Werdendem eröffnen sich ihm hier vertrauenerweckende Aussichten. Mit guter musikalischer Pielicherheit besorgte J. Sporenmann die Begleitung am Flügel.

S. Sp.

# Zeitschriftenschau

Zeitwende. Das Märzheft dieser neuen Monatschrift (Verlag C. S. Weder, München) bedeutet wieder einen Schritt höher hinan. Eine Fülle gehaltvoller interessanter Aufsätze, die trotz der Mannigfaltigkeit der Themen geistig zusammenhängen. Einiges greifen wir heraus: Unser dänischer Gesandter Gerhard von Mutius spürt in einem Aufsatz „Riergaard und das heutige Dänemark“ den Ursachen nach, warum dieser Däne, der Philosoph der Innerlichkeit, einer Innerlichkeit freilich, die sich in der Tat bewährt, bei uns solchen Einfluß gewinnt. Lebendiger Ausdruck unseres Innern, nicht verlogene Fassade, soll auch unsere Architektur sein. Das ist die Forderung des bekannnten Architekten Germa Bestelmeyer in seinem Aufsatz „Die Architektur als Sprache“, dem neun vorzügliche Architekturbilder beigegeben sind. Ernst Bertram, der bekannnte Nietzsche-Biograph, hat drei vaterländische Zeit- und Rahngedichte beigegeben. Emanuel Hirsch beleuchtet an Hand eines religiösen Zeitromans die Problematik der modernen Religiosität. Die Verbindungsäden zwischen der Staatsidee Luthers und der des deutschen Idealismus zeigt Günther Dörmann in seiner Studie „Luther und die deutsche Staatsidee“. Weiter bringt das Heft einen Aufsatz von Paul Volz über das heute so vielfach unterschätzte „Alte Testament“. Ferner Beiträge über pädagogischen Radikalismus von Wilhelm Klein und über neue erzählende Literatur von Otto Stoepf, dessen Erzählung „Die Erwahten von Königsberg“ fortgesetzt wird. Aus Umschau und Randbemerkungen heben wir noch hervor einen Bericht über das religiöse Leben in Finsland und die köstliche Dieratsgeschichte des alten Samuel Røller, der den zahlreichen Lesern von Kugelens „Jugendgedenken eines alten Mannes“ lieb und wert ist.

Man darf sagen, daß die „Zeitwende“ hält, was sie in den ersten Heften versprochen hat.

D.